



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was eine Lanze alles zu erzählen weiß.

ist wahrscheinlich der größte, sicher aber der älteste auf der ganzen Welt. Sein Haupt, auf englisch Lions-Head genannt, ist nämlich 664 m hoch, während der Rumpf nur 351 m emporragt. Seit der Erschaffung der Welt ruht er dort, vom Ozean umbraut und beschützt im Verein mit seinem gewaltigen Bruder, den berühmten Tafelberg, den Hafen von Kapstadt.

Doch ich wollte ja von wirklichen Löwen erzählen. In Mariannhill, meiner neuen Heimat in Natal, war eine meiner ersten Fragen: „Wie steht es mit den Löwen?“ Da wurde mir die Antwort gegeben: „Wenn Sie ein Prachteremplar sehen wollen, gehen Sie nur in die Gerberei!“ Etwas ungläubig folgte ich und fand in der Tat ein herrliches Löwenfell mitsamt dem mächtigen Kopf. In Rhodesia, einem unserer Missionsgebiete, war er erlegt worden. Also habe ich doch noch Aussicht, mein Versprechen einlösen zu können. Hier in Natal gibt es zwar keine Löwen mehr, aber genug anderes Wild, wie Springböcke, Buschböcke, viel Federwild und Hasen. Ich will aber hier unsterbliche Seelen jagen und fand daher erst ein einzigesmal Zeit, mit meiner kleinen Stehwpistole, die mir ein Grazer Kriminalbeamter zum Löwenjagen geschenkt hat, auszugehen. Löwen haben wir leider keinen erlegt, aber dafür einen kapitalen Bock und — ein Stachelschwein, dessen Fell ich hiermit meinen Freunden als kleinen Vorschuß anbiete! Als Bettvorleger dürfte es allerdings nicht sehr zu empfehlen sein, aber vielleicht als Wandschoner?

Was eine Lanze alles zu erzählen weiß

Von P. Odo Ripp CMM.

Lieber Leser! Es soll hier nicht die Rede sein von der hl. Lanze, womit der römische Legionssoldat Longinus die hl. Seite Christi eröffnete, aus der das kostbare Blut als Heilsquelle für die sündige Menschheit geflossen ist. Dazu als Werkzeug gedient zu haben, rechnen wir uns Lanzen als eine große Ehre an. Zumal es bekannt ist, daß jene Lanze im Petersdom zu Rom aufbewahrt wird, und vom erlösten Gottesvolk der Christen hoch verehrt und in Lobgesängen verherrlicht wird.

„Dornen, Nägel, Lanzenstoß
Seinen zarten Leib durchbohren,
Blut und Wasser sich ergoß.
Erde und Meer und Stern und Welt
Heil aus diesem Quell erhält.“

Nun, so einzigartige Auszeichnung wird nicht allem Volke zuteil. Ich, die ich dir diese Erinnerungen erzähle, bin nur eine ganz gewöhnliche Lanze, die nie im Dienste einer heiligen Sache gestanden, sondern in Kriegen und Raubzügen viel Böses verübt hat. Mein Besitzer ist Anton Msomi, der älteste Christ von St. Bernard. Ihm zuerst wurde in der heiligen Taufe das Siegel des Heiligen Geistes aufgedrückt. An seiner Seele verwirklichten sich die heilsamen Kräfte jener durch die hl. Lanze eröffneten Blutquelle. Schon lange bin ich heimisch in dieser Familie. Ich bin nämlich ein Erbstück seines Großvaters Umsindo, der zur Zeit des bösen Zulufönigs Tschaka und dessen grausamen Bruders Dingana gelebt hatte. Damals wohnte dieser Umsindo noch droben am Tugela-Flusse. Später verzog



Zulurrieger — gefechtsbereit
Photo: Mariannhiller Mission

sich die Familie wegen der beständigen Kriege im Zululand mehr nach Süden, bis sie schließlich am Fuße des Nhlazuka-Berges sich häuslich niederließ. In dieser Familie werde ich nun als ein kostbares Kleinod aufbewahrt von Geschlecht zu Geschlecht, als Andenken an den Urgroßvater, der so böse Zeiten erlebt hatte. Noch zu erwähnen ist die Sitte, daß die Leute mich jedesmal in einen neuen Schaft einfügen, sobald ich als Erbteil vom Vater auf den Sohn weitergegeben werde. Im folgenden werde ich nun erzählen, wie so eine Lanze das Licht der Welt erblickt, wieviele Feldzüge mitgemacht und dabei manch graufige Dinge gesehen und gehört hat.

Du Kind des weißen Mannes kannst dir kaum eine Vorstellung machen, wie viel Arbeit und Schweiß die Herstellung einer Lanze gekostet hat. Anno dazumal, es mögen 120 Jahre her sein, gab es nämlich hierzulande noch keine Hochöfen, wo das Eisen massenweise geschmolzen wurde. Auch wußte man noch nichts von Bergwerken, wo Eisen, Silber und Gold gegraben wurde. Die Bantuleute mußten eben nach Eisensteinen suchen, die mancherorts zahlreich zu finden waren. Die Notlage wegen der vielen wilden Tiere und übelgesimter Menschen, machte sie erfinderisch, sich mit Waffen zu versorgen. Man sammelte die Eisensteine zu Haufen. Dann ging man in den Wald zum Holzfällen. Aus dem Scheiterhaufen gewann man die nötigen Holzkohlen. Diese wurden durch zwei aus Kuhhäuten gefertigten Blasbalge zur Glut angefacht von den Schmieden, die mit der rechten und linken Hand die Blasbalge in Bewegung setzten. Dies geschah in hockender Stellung, gerade so wie man es auf ägyptischen Wandgemälden aus der Pharaonenzeit ersehen kann. Aus dem in die Glut gelegten Steinen gewann man das Eisen, das von den Schmieden zu allerhand Werkzeugen wie Scheren, Hacken usw. geschmiedet wurde. Als Amboß galt ein in die Erde eingelassener Stein. Die Zunftmeister der Schmiedekunst nannten die Zulus Amalala. Dieser Name bedeutet nun ein Zweifaches. Als nämlich die Abanguni und Amantungwa, zu denen



Missionsseminar St. Josef, Altdorf
3. Klasse mit ihrem Lehrer (P. Gregor)

Photo: Seminar, Altdorf

die Basuto und alle Zulustämme gehören, von Norden nach dem Süden vordrangen, fanden sie das Land von den Amalala bewohnt, zu diesen zählen die Amangeobo, Amatonga, Amancube. Diese Leute waren schon mit der Schmiedekunst vertraut. Deshalb nannten die eingewanderten Amantungwa die Schmiede amalala oder abatonga. Natürlich lieferte diese primitive Schmiedekunst keine erstklassige Ware. So kommt es, daß ein Sprichwort entstand: „Die Hacke wird gekauft durch in Augenschein nehmen.“ Mit anderen Worten, man soll keine Kacke im Sack kaufen. Ich selbst, die Lanze, die ich bei Anton Msomi aufbewahrt werde, bin ein Beleg dafür, daß die Produkte aus jener Zeit mangelhaft waren. Immerhin waren die schwarzen Leute recht froh eine Lanze zu besitzen, da in jenen Zeiten noch allerhand wilde Tiere häufig vorkamen: wie Löwen, Tiger, Elephanten. Darum war es Sitte, daß jederman mit Schild und Speer bewaffnet ausging. Doch lebten im allgemeinen die Stämme friedlich zusammen, ohne viel Blutvergießen. Vor Beginn der Tschakaherrschaft war es eine Freude hierzulande zu wohnen. Kam es aber doch einmal zu einem Gefecht zwischen zwei Männern, so ging das in ziemlich humaner Weise aus. Die zwei kriegsführenden Sippen stellten sich zu beiden Seiten eines Flusses auf. Hinter den Männern scharten sich Weiber und Kinder. Man schleuderte gegenseitig Wurfspeere. Um das mit Wucht tun zu können, wurde ein Kriegsgeschrei erhoben. „Ho, haka, haka; Ho, haka, haka“ war die Parole. Was etwa heißt: „Mutig drauf los.“ Wessen Partei zuerst von einer Lanze getroffen wurde, galt als besiegt, und die Sieger riefen: „hati fina, ho'ntsini zanja.“ Der Feind grinste und fletschte die Zähne wie ein

Hund. Kein Verwundeter wurde getötet. Ein Gefangener, der sich ergab, schrie: „Mo gni nkomo“ d. h. „Ruh, ich bin eine Ruh.“ Als Lösegeld hatte er Vieh zu geben.

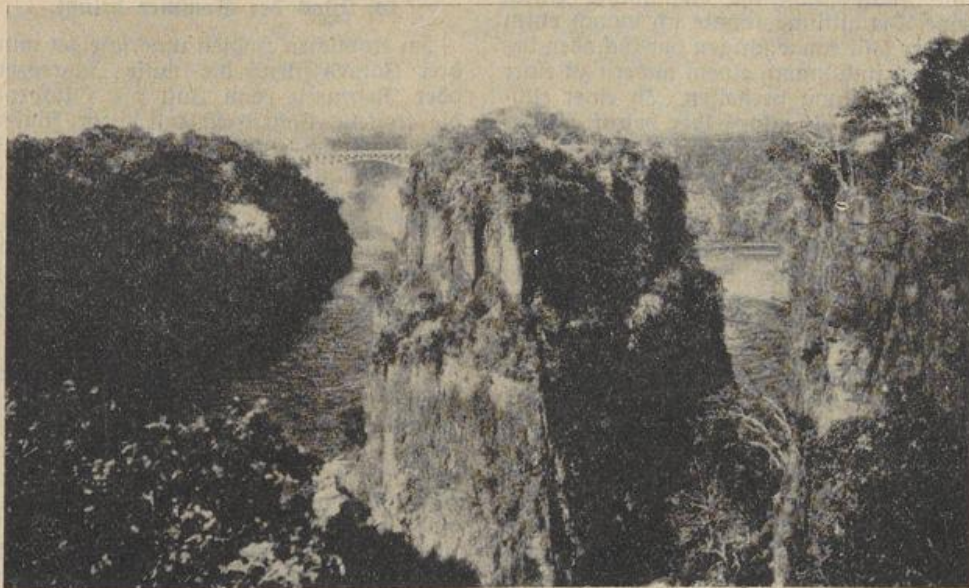
Doch ganz anders gestaltete sich das Kriegshandwerk, als Tschaka zur Herrschaft kam. Dieser war wie ein von einem Dämon besessenes Ungeheuer, die von Zeit zu Zeit in der Menschheit auftauchen zum Segen oder Fluch ihrer Mitmenschen. Dieser Tyrann war unsäglich grausam und übermütig. Er konnte keinen Nebenbuhler neben sich dulden. In seinem Größenwahn veranstaltete er Wettkämpfe, bei denen die Sonne aus dem Himmelsraum heruntergeholt, oder das ungestüme Meer gebändigt werden sollte. Als er seine Tod und Verderben bringende Laufbahn begann, hörte man landauf landab die Leute klagen und fragen: „Was ist denn das für ein König, der jetzt im Lande regiert?“ Der kannte kein Schonen und Erbarmen. Alles was sich nicht willig seiner Macht beugte wurde niedergemetzelt. Kinder und Frauen, Verwundete und Gefangene ließ er kaltblütig hinschlachten. War das eine schreckliche Zeit für uns Lanzen. Gar manches Menschenherz wurde da durchbohrt. Wir triefen von Blut und verbreiteten Modergeruch. Überall im ganzen Lande bedeckten gebleichte Menschenköpfe und Knochen die Wälder, wo solch' blutiges Handgemenge mit den Speeren stattfand.

Nun, lieber Leser, will ich dir in Kürze den Hergang eines Feldzuges erzählen, den ich geführt von der Hand des Umsindo mitgemacht habe. Bald zog uns die Kriegsfurie nach Norden, bald nach Süden ins Pondoland, wo der König Taku herrschte. Von diesem Kriegszug, der ums Jahr 1827 stattfand, will ich weiter nicht reden, sondern nur erwähnen, daß ich hier bei St. Bernard vorbeigekommen bin. Mein Herr durchzog nämlich die Talmulde zwischen der Station und dem Nhlazuko-Berge. Dann ging hinunter ins Umkomazital über den gleichnamigen Fluß zum Umfaniha nach Hlutankungu und Umgodi (St. Johns'), und von dort nach Pondoland. Diese kleine Ablenkung machte ich bloß, um die Bewohner von St. Bernard zu erinnern, daß sie auf historischem Boden wohnen. — Nun, liebe Lanze, darüber werden wir nicht stolz, denn es ist ein magerer Boden, der seine Bewohner nur spärlich ernährt. Bitte den Faden deiner Erzählung weiter zu spinnen. — Sehr gern, denn so eine Lanze, die einer Zunge nicht unähnlich sieht, wird des Erzählens nie müde. So will ich jetzt berichten von dem letzten Zuge nach Norden ins Land des Umzilifazi Kumalo. Heute sind es gerade 100 Jahre, als Dingana, der Nachfolger von Tschaka, den dritten und letzten Feldzug gegen Mzilifazi unternahm. Wenn nun so ein Kriegszug in Sicht war, mußte allerhand besprochen und beraten werden. Damals gab es eben noch keine Kriegskarten, aus denen man die Landesbeschaffenheit studieren konnte. Dies war die Aufgabe der Kundschafter, die vorausgeschickt wurden, um Land und Leute, Lagerplätze und Proviantvorräte auf den Feldern genau auszuforschen. Nachher wurde das Oberkommando einem tüchtigen Führer übergeben, und die einzelnen Truppenteile den besten Kämpfern anvertraut. Dann galt es den Kriegern die nötige Kampfeslust einzuflöszen. Dies geschah durch allerlei Scheingefechte und Tänze auf den Königsgräbern, deren Schutzgeist angerufen wurde. Natürlich zog man nicht mit hungrigen Mägen aus. Deshalb wurde viel Vieh geschlachtet und reichlich Bier gebraut. In flammender Begeisterung wurde schon jetzt gerufen: „Zuchhe, heute ist heute. Es ist um die Feinde geschehen, wir werden sie alle töten.“ Ein letzter Salut erfolgte an den Schutzgeist des Senzangkona dem Vater Tschakas und Dinganas.

Dann verabschiedete Dingana seine Truppen mit der Weisung, nach dem Stammsitz der Zulusönige zu gehen, nach Mahlabaneni, wo die Schutzgeister des Zulusvolkes heimisch waren. Dort nämlich wartete die Königmutter Mnkabahi, ein stattliches Weib von hohem Ansehen u. imponierendem Wesen. Diese sollte auch ihren Segensspruch zum Gelingen des Unternehmens geben. Nachdem auch da wieder tüchtig gezecht wurde, setzte sich das Heer in Bewegung, ausgerüstet mit Waffen, Proviant und allem Zubehör. Gewiß keine leichte Bürde für einen fünfzehntägigen Marsch. Der Weg führte über Berg und Tal über Flüsse und Bäche. Bei Tag wurde gerastet, während unter dem Schutze der Nacht der Marsch fortgesetzt wurde. Der Weg, der durch Gebirge und menschenleere Gegenden führte, war mit großen Strapazen verbunden. Zuletzt ging den Kriegern der Proviant aus, und da hatten wir Lanzen wieder ein gutes Stück Arbeit zu leisten bei der Jagd auf wilde Tiere. Im Injisuti-Fluß-Tal stieß das Heer auf ganze Herden von Büffelochsen, Antilopen sowie Elephanten. Da gab es leckeres Wildbret für die hungrigen Krieger. Zuweilen war auch kein Holz zu finden, und man mußte sich begnügen mit dem Mist der wilden Tiere, der gesammelt wurde zum Lagerfeuer. Denn es war Winter und es hatte Reif, der die müden Glieder zum Erstarren brachte. Eines Tages entdeckten die Leute frisch gefautes Impfe, Zuckerrohr, daraus wurde geschlossen, daß Spione des feindlichen Heeres da waren, um unsere Ankunft auszukundschaften. Gegen Ende des Streifzuges entschwand manchen der Mut und die Ausdauer. Die Führer hatten keine kleine Mühe, die Begeisterung hochzuhalten. Manche wurden auch tüchtig durchgeprügelt und heimgeschickt. Um die Mannen zum Durchhalten anzuspornen wurde Taback und Hanf verteilt, den man in Matten aufgerollt mit sich führte. Als auch diese Reizmittel zu Ende gingen, griff man zum Umsuziwane-Strauch, dessen Blätter einen sehr unangenehmen Geruch hatten, und Rauchern Brechen verursachten. Schließlich gelangte man in die Nähe des feindlichen Hauptquartieres Mhlahlandlelu, wo Mzilikazi mit seinem Heere lagerte. Nachdem unser Heer einen Tag geruht hatte, schritt man zum Angriff. Dabei wurde eine Kriegslist gebraucht, um unsere Soldaten zum Kampfe anzufeuern. Eine Kuh wurde von ihrem Kalbe getrennt. Letzteres brachte man hinter die Schlachtreihe zu den Packträgern, während die Mutter in der Vorderfront war. Diese fing nun wild zu muhen an, was als Preisgesang auf den Krieg gedeutet wurde und die Krieger in wilde Wut versetzte. Auch stimmte der Barde Cocosibili die Lobhymnen auf den König an und schrie: „Wir werden sie vernichten, im Kampfe sollen Staubwolken zum Himmel steigen.“ Das entstehende Kampfgewühl endete mit dem Siege des Zuluheeres. Mzilikazi war aber keineswegs vollständig besiegt, sondern er zog weiter nach Norden in das Land der Mashona, wo er sein Reich gründete nach Niederwerfung der dortigen Stämme. Diese nannten die Ankömmlinge Amandebele, was ein Spottname ist und die „Tiefgeschürzten“ heißt, weil diese aus dem Süden kommenden Bantu ihren Lederschurz ziemlich tief sitzen hatten. Nachdem die Zulu ihre Toten der Erde anvertraut, ordnete d. Heerführer Uandlela den Rückzug an. Dieser war bei weitem beschwerlicher, weil vielen die Kraft fehlte. So blieben viele auf der Strecke liegen und wurden von wilden Tieren aufgefressen. O, war das ein Jammer diese abgehehten Opfer anzuschauen, denen das Blut aus den Füßen rann, und trotzdem angeherrscht wurden weiterzugehen. „Dieses Gewürm und dieses Geschmeiße soll weiterdrangeln“, hieß es. Da weinten die Männer und wimmerten: „O, ihr quält uns“, und schließlich über-

ließ man sie ihrem Schicksal. Wirklich mein mitleidiges Lanzenherz hätte sich im Leibe umdrehen können beim Anblick solchen Elendes. Denk dir mal, Kind des weißen Mannes, was es heißt wochenlang barfuß über Stock und Stein, bei Hitze und Kälte zu marschieren. Die Leute hier in Afrika haben wohl schwierige Fußsohlen, allein diese brechen zuweilen auf und verursachen bei Reif besonders peinliche Schmerzen. Mit diesen wundten Füßen hatte das Heer über Stoppelfelder frischgebrannten Grases zu gehen, und über die auf weite Strecken von Regenwürmern ausgestoßenen Erdflöbchen, die in der Sonne ganz hart werden. Auf dem Rückzuge wurde nun überall geraubt, um sich den nötigen Unterhalt zu beschaffen. Auch den in Transvaal ansässigen Buren wurden ihre Viehherden entführt, um ja nicht ohne Beute nach dem Zululand zurückzukommen. Diese Räubereien waren dann die Ursache, warum die Buren im folgenden Jahre 1838 im Zululand einfielen und der dortigen Schreckensherrschaft eine schwere Niederlage bereiteten. Als die Überbleibsel des Heeres in der Heimat ankamen, wurden große Siegesfeste gefeiert. Die Helden, die sich besonders tapfer schlugen, erhielten zur Belohnung eine Anzahl Ochsen zugeteilt. Dann löste sich das Heer auf und jeder ging in sein Gehöfte zurück. Du kannst dir denken, lieber Leser, wie froh ich war, als mein Inhaber Msindo mich von allen Blutflecken reinigte, und frisch geschliffen mich wieder an meinen Ruheort in den Köcher steckte. Später als mein Eigentümer starb, kam ich in die Hände seines Sohnes Blantsi, welcher mich an seinen Sohn Sobantu weitergab, der dann später auf den christlichen Namen Anton getauft wurde.

So bin ich nun in friedlichen Händen und danke meinem Schöpfer für mein gnädiges Los. Jetzt, wo ich bei Christenleuten mein Heim habe, verspüre ich um mich herum einen ganz anderen Geist und denke oft, wie schön es wäre, wenn die Menschen allen Stolz und alle Herrschsucht ablegten, in Frieden und Liebe ihrer ewigen Bestimmung dienen würden. Dann könnte sich bald beivahrheiten, was einst ein heiliger Seher schaute:



Die Viktoria-Fälle — Sambesi, Mariannhiller Mission Bulawaho
Photo: Mariannhiller Mission

„Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden, und ihre Lanzen zu Sicheln“ (Jf. 24). Allein weil dieses Himmelsgeheimnis des Friedens, nur den Menschen, die guten Willens sind, verheißen wurde, so wird es wohl schwer halten, diesen Frieden Christi im Reiche Christi hienieden voll und ganz zu verwirklichen. Die Menschen im allgemeinen, besonders die Christo angehören wollen, werden Leiden und Verfolgung zu ertragen haben bis ans Ende der Weltzeit. Erst dann wird sie ihr himmlischer Friedenskönig in sein ewiges Reich einführen, ins verklärte Jerusalem, der nie-endenden Friedensschau. — So sagt es mir mein unmaßgeblicher Längenverstand.

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Fortf.)

Direkt unter den Pilzgärten stießen wir auf die halbkreisförmige Königszelle. Da sie noch nicht verhärtet war, konnten wir sie leicht öffnen und fanden darin die dicke, mittelfingergroße Königin, den kleinen König und einige Termitengäste, die wir alle in sicheren Verwahr brachten.

So ritten wir nach etwa zweistündiger Arbeit hochbefriedigt, aber auch mit zerbißenen Händen, nach Hause. — In ähnlicher Weise brachte uns jeder Besuchs-Donnerstag, an dem wir ausgingen, die eine oder die andere neue Erkenntnis.

Nicht nur bei diesen Besuchen in seiner Residenz, sondern auch sonst zeigte der Herr Kollektor bei jeder Gelegenheit seine edle, freundschaftliche Gesinnung. Durch seine Vermittlung konnte ich manch einen meiner Pfarrangehörigen vor Schaden bewahren und manch einem andern zu einer guten Stellung verhelfen. In einer Angelegenheit, die mich selber betraf, kam er einmal eigens in meine Station und gab den dortigen englischen Eisenbahnärzten, die mir auffällig waren, weil ich Patienten, die sie aufgegeben hatten, mit Erfolg mit homöopathischen Mitteln behandelte, die strenge Weisung, den Herrn Pater, der ihnen keinen Schaden zufüge, aber vielen Armen erfolgreich helfe, nur ja in Ruhe zu lassen. Das wirkte so gut, daß diese Ärzte von da an nicht nur freundlich gegen mich waren, sondern sogar die Kranken, denen sie nicht helfen konnten, zu mir schickten.

Obgleich er ganz genau wußte, daß ich mich niemals zur Teilnahme an einer Freimaurerfestlichkeit herbeilassen würde, schickte er mir doch zu jedem Freimaurerbankett und -ball eine schöne silbergedruckte Einladung, für die ich natürlich jedesmal höflich dankte. — Und wenn er zur Zeit der Disitation sein Lager vor meiner

Station aufgeschlagen hatte, benutzte er jede Gelegenheit, mir seine Aufmerksamkeit zu bezeigen.

Selbst als wir Jesuiten gefangen im Lager zu Ahmednagar twielten, schrieb er mir dorthin und bat mich, wenn er mir irgendeinen möglichen Dienst erweisen könne, es ihm mitzuteilen. Um ihm aber in jener gefährlichen Zeit keine Angelegenheiten zu bereiten, zog ich es vor, die Korrespondenz abzubrechen. Trotzdem er ein Freimaurer war, so zeigte er sich mir Jesuiten gegenüber doch stets als aufrichtigen, wohlmeinenden Freund und wahren Gentleman, der es verdient, in dankbarer Erinnerung zu bleiben.

15. Was der Sommer bringt

Im tropischen Indien unterscheidet man drei Jahreszeiten: die nasse Jahreszeit oder Regenzeit (von Juli bis Oktober), die trockene Jahreszeit mit mehr heißen Nächten (vom November bis März), und die heiße Jahreszeit oder Sommer (von März bis Ende Juni).

Der Sommer der gemäßigten Zone, wie z. B. im nördlichen und mittleren europäischen Festlande, ist eine Zeit üppigen Wachstums, eine Zeit des vollen Grünens und Blühens in Wald und Feld und Berg und Tal, eine Zeit des Reisens und der ersten erfrischenden und wohlshmetenden Früchte, eine Zeit des frohen Wanderns in die Wälder und auf die Berge, eine Zeit des jauchzenden Vergnügens in den vielen Gewässern und an den schattigen Fluß- und Seegeländen, eine Zeit, wo keiner zu Hause bleiben will und es alle hinausdrängt und -zieht in die wonnevolle Natur. Ja, das ist ein Sommer, den man sich gefallen lassen kann. Der bringt doch Freuden aller Art. Der tut Menschen und Tieren wohl.